

Das Fanal von Zeitz

**Der evangelische Pfarrer Oskar Brüsewitz, seine Selbstverbrennung im August 1976
und das damals unerträgliche Spannungsfeld von Kirche und Staat in der DDR**



Der evangelische Pfarrer Oskar Brüsewitz am 1. August 1976, kurz vor seinem öffentlichen Suizid, mit dem er ein Zeichen gegen das repressive System der DDR setzen wollte. In der Folge wuchsen Selbstbewusstsein und gesellschaftspolitisches Engagement in zahlreichen Kirchengemeinden der DDR. (© picture-alliance / epd,epd-bild)

Am Mittwoch, dem 18. August 1976, ereignete sich in der Fußgängerzone der Kreisstadt Zeitz im heutigen Sachsen-Anhalt ein Vorfall, der die Grundmauern des DDR-Staatssystems erschüttern und die evangelische Kirche aus ihrer bis dahin herrschenden Lethargie reißen sollte. Gegen 10 Uhr 20 über-goss sich der Rippacher Pfarrer Oskar Brüsewitz vor der dortigen Michaeliskirche öffentlich mit Ben-zin und entzündete sich selbst.

Zuvor hatte der 47 Jahre alte Theologe auf seinem Auto Transparente angebracht, auf denen zu lesen war, dass die Kirche in der DDR den Kommunismus wegen der Unter-

drückung von Kindern und Jugend-lichen in den Schulen anklage. Für das Kreisvolkspolizeiamt und die Kreisdienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) erfüllte die Aktion primär den Tatbestand der „staatsfeindlichen Hetze“ nach dem DDR-Strafgesetzbuch. Die Plakate wurden binnen Minuten beschlagnahmt, und der Staatsapparat versuchte sofort, absolute Nachrich-tensperre zu verhängen. Ziel der Stasi war es, wie es bei Protesten die Regel war, deren "Öffentlichwirk-samkeit" zu verhindern. Doch die politische Führung im Berliner Machtzentrum erkannte rasch die Sprengkraft dieses Ereignisses; so

konstatierte das SED-Politbüromit-glied Horst Sindermann intern, Brü-sewitz habe „den Nerv getroffen“. Fünf Jahrzehnte nach diesem welt-historischen Ereignis ermöglichen im Jahr 2026 neu erschlossene, ehe-mals gesperrte Kirchen- und Poli-zeiakten einen tiefen, ungeschönten Blick auf die Vorgeschichte und die Hintergründe jener Tragödie, die weit mehr war als der einsame Ent-schluss eines Einzelnen. Sie doku-mentieren ein unerträgliches Span-nungsfeld zwischen einem atheisti-schen Regime, einer lavierenden Kirchenleitung und einem Pfarrer, der Kompromisse im Glauben als Sünde verstand.

Vom ostpreußischen Schuhmacher zum thüringischen Pfarrer

Die Biografie von Alfred Oskar Brüsewitz, der am 30. Mai 1929 im memelländischen Willkischken (heute Litauen) geboren wurde, war von Beginn an von den zeitgeschichtlichen Wirren des 20. Jahrhunderts geprägt. Er wuchs in einer konfessionell gemischten Familie auf – die Mutter war katholisch, der Vater evangelischer Maler –, wobei die religiöse Erziehung dem protestantischen Glauben folgte. Die Herkunft der Eltern blieb in späteren Akten oft widersprüchlich dokumentiert und changierte zwischen baltischen und russischen Wurzeln. Seine Jugend in Ostpreußen war von landwirtschaftlicher Arbeit und einer tiefen Naturverbundenheit geprägt, doch bereits während seiner Schulzeit blitzte eine ausgeprägte Hilfsbereitschaft auf, etwa wenn er seine Bleistifte mit bedürftigen Mitschülern teilte.

Der Zweite Weltkrieg setzte der Idylle ein jähes Ende. Nach dem Abbruch einer begonnenen kaufmännischen Lehre wurde der junge Brüsewitz als Hitlerjunge zum Reichsarbeitsdienst und schließlich als Panzerfaustschütze zur Wehrmacht eingezogen. Brüsewitz

erlebte die Kämpfe an der Ostfront und sprach später häufig von traumatischen Kesselschlachten, vermutlich im Raum Kurland oder Warschau. Nach sowjetischer Kriegsgefangenschaft und der Entlassung Ende 1945 fand er seine Mutter im sächsischen Burgstädt wieder. Um in der kargen Nachkriegszeit Fuß zu fassen, orientierte er sich beruflich um und absolvierte zunächst eine Schuhmacherlehre, die er mit der Gesellenprüfung abschloss.

Der Versuch, im Westen Deutschlands eine dauerhafte Existenz aufzubauen, führte die Familie 1947 ins westfälische Melle. Hier bewies Brüsewitz enormen handwerklichen Ehrgeiz, erwarb 1951 als bis dato jüngster Kandidat den Meistertitel und machte durch unkonventionelle Werbeaktionen von sich reden, bei denen er Kunden Geld für deren abgetragenes Schuhwerk bot. Privat blieb ihm das Glück jedoch verwehrt: Seine erste Ehe mit Resi Heinisch, aus der eine Tochter hervorging, zerbrach nach kurzer Zeit. Nach der Scheidung überschrieb er seinen gesamten Besitz der Ex-Frau und entschloss sich 1954 zu einem

radikalen Schritt: dem Wechsel in die DDR per Anhalter und zu Fuß.

In Weißenfels fand Brüsewitz über das christliche Ehepaar Geißler, das ihn mittellos aufnahm, zum lebendigen Glauben. Nach einer schweren Magenoperation und dem erfolglosen Beginn einer Pfarrausbildung zog es ihn in die Großstadt Leipzig. Dort heiratete er im Dezember 1955 die Krankenschwester Christa Roland und schloss sich der pfingstlerischen Elim-Gemeinde an. Seine Erwachsenentaufe im Jahr 1956 markierte den endgültigen Wendepunkt hin zu einem Leben im kompromisslosen Zeugnis für Christus. Doch schon in Leipzig geriet Brüsewitz aufgrund seines offensiven Missionsverständnisses in Konflikt mit staatlichen Stellen, aber auch mit seiner eigenen Gemeinde, die aus Angst vor Repressionen seine öffentliche Arbeit – wie das eigenmächtige Pachten eines Kinderspielfeldes – ablehnte. Nach einer regimekritischen Wortmeldung auf einer Einwohnerversammlung in Markkleeberg wurde er erstmals eine ganze Nacht lang verhört.

Der „unbequeme“ Geist von Weißensee und Rippicha

Aus gesundheitlichen Gründen zog die fünfköpfige Familie 1960 ins thüringische Weißensee im Kreis Sömmerda. Dort errichtete Brüsewitz seine Schuhmacherwerkstatt kurzerhand in einem ausrangierten Eisenbahnwagen, den er im Garten aufstellte, und nutzte jeden Kundenkontakt für theologische Debatten. Auch nach seinem Eintritt in die lokale Produktionsgenossenschaft des Handwerks blieb er seiner Linie treu: Auf Weihnachtsfeiern stimmte er mit den Kollegen Kirchenlieder an, während er gleichzeitig im Alltag lautstark gegen moralische Missstände und staatlichen Zwang – wie bei den Kollektivierungen der Bodenreform – wettete. Er entfernte ohne Absprache Heldengedenkkranze des Ersten Weltkriegs aus der Kirche, da er sie für unchristlich hielt. Für die Genossen der Staatssicherheit galt er fortan als

„religiös-fanaticher Psychopath“, dessen antikommunistische Haltung systematisch in einem operativen Vorlauf überwacht werden müsse.

Nach dem Besuch der Predigerschule in Erfurt schlug Brüsewitz schließlich den Weg ins offizielle Pfarramt ein und übernahm 1969 die Gemeinde im thüringischen Rippicha im Kirchenkreis Zeitz. Hier entfaltete er eine hocheffektive, unkonventionelle Jugendarbeit, spannte weithin sichtbare Plakate und baute Symbole des christlichen Glaubens auf, was den scharfen Unmut der örtlichen SED-Leitung hervorrief. Die Konfliktschraube intensivierte sich ab Anfang der 1970er-Jahre dramatisch. Das MfS beschloss, Brüsewitz politisch zu isolieren und gezielte Zersetzungsmaßnahmen einzuleiten. Hierzu wurden inoffizielle Mitarbeiter, darunter die Zeitzer Kirchenangestellte IM

„Romeo“ und der direkt in den persönlichen Umgangskreis eingeschleuste IM „Willi Koch“, instruiert, jeden Schritt des Pfarrers minutiös zu überwachen und diffamierende Gerüchte über seinen Lebenswandel zu verbreiten.

Im September 1975 brannte die Scheune des Pfarrhauses unter ungeklärten Umständen ab, was Brüsewitz tief verunsicherte und ihm das Gefühl gab, physisch bedroht zu sein. Gleichzeitig lancierte die Staatssicherheit über die Abteilung Inneres des Rates des Kreises im Frühjahr 1976 anonyme Briefe an das Konsistorium in Magdeburg und an den Zeitzer Superintendenten Joachim Hildebrandt. In diesen Schreiben, die sich einer scheinheilig-frömmlichen Diktion bedienten, wurde die sofortige Entfernung des Pfarrers gefordert, um das

Ansehen der Kirche nicht weiter zu schädigen. Der psychologische Druck auf Brüsewitz stieg ins Unermessliche, als der Rat des Kreises Zeitz und der

Rat des Bezirkes Halle die evangelische Kirche offen dazu drängten, den unbequemen Geistlichen durch ein Disziplinarverfahren oder eine Zwangsversetzung mundtot zu

machen. Brüsewitz weigerte sich beharrlich und erklärte, ein Weggang würde bedeuten, dass die Feigheit über den Glauben siege.

Die Tragödie der Einsamkeit – Das Einknicken der Amtskirche

Die historische Zäsur der neueren Forschung liegt in der Auswertung der jahrzehntelang gesperrten Personalakte von Oskar Brüsewitz im Magdeburger Konsistorium. Obwohl wichtige Dokumente nach der deutschen Einheit gezielt entnommen und bereinigt wurden, dokumentieren die verbliebenen Papiere die minutiöse Bereitschaft der Kirchenleitung, dem staatlichen Druck um des politischen Friedens willen nachzugeben. Der Kreiskirchenrat Zeitz beschloss auf Bestreben des Superintendenten eine kircheninterne Visitation für den September 1976, die vorgab, vermeintliche finanzielle Ungereimtheiten in der Amtsführung zu prüfen. Brüsewitz nahm diese Maßnahme außerordentlich empfindlich auf; er sah darin eine gezielte „Schnüffelei“ und setzte die Arbeitsweise der Kirchenverwaltung bitter mit den Methoden der Staatssicherheit gleich. Er fühlte sich in einer ausweglosen Kessel-

schlacht von allen Seiten angegriffen.

Am 23. Juli 1976 suchte Propst Friedrich-Wilhelm Bäumer die Familie Brüsewitz in Rippicha auf, um über einen Wechsel der Pfarrstelle zu sprechen. Während Bäumer das Gespräch im Nachhinein stets als rein seelsorgerlich und harmonisch darstellte, bedeutete es für Brüsewitz den ultimativen Verrat durch seine eigenen Oberen. Er gewann die feste Überzeugung, dass seine Amtskirche vor dem atheistischen Staat kapituliert habe und sich zum Handlanger staatlicher Interessen hergebe. Dass diese Wahrnehmung der Realität entsprach, belegen kircheninterne Beratungsprotokolle vom September 1976. Dort wird der Magdeburger Bischof Werner Krusche mit den klaren Worten zitiert: „Bei Brüsewitz war die Grenze erreicht. Wir mussten ihn wegnehmen.“

Brüsewitz, der Angst vor einem demütigenden kirchenrechtlichen Visitationsverfahren hatte, sah in einer legalen Ausreise oder Flucht in den Westen keine Option. Er verpachtete heimlich seine Grundstücke, verkaufte seinen Viehbestand und gab gegenüber dem IM „Willi Koch“ resigniert an, dass alles „nichts mehr bringt“. Inspiriert durch die intensive Lektüre des Buches "Priester vor Hitlers Tribunalen" reifte in ihm der Entschluss, ein finales, unübersehbares Zeugnis gegen den SED-Staat zu erbringen. Er zog Parallelen zwischen christlichen Märtyrern des Nationalsozialismus und seiner eigenen Situation im Sozialismus. In seinem Abschiedsbrief an den Pfarrkonvent schrieb er, dass zwischen Licht und Finsternis ein mächtiger Krieg tobe und er sich weigere, die Wahrheit der Lüge zu opfern.

Der 18. August 1976 – Das Fanal auf dem Marktplatz

Der Morgen des 18. August 1976 begann im Pfarrhaus von Rippicha scheinbar normal. Oskar Brüsewitz stand gegen halb sechs Uhr auf, schnitt langstielige Rosen im Garten und dekorierte damit das Treppenhaus und den Wohnzimmertisch. Er bat seine Frau Christa, ein besonders schmackhaftes Frühstück zuzubereiten, was diese im Glauben an bevorstehenden Besuch auch tat. Nach dem gemeinsamen Essen bat er seine Tochter Esther, ihm sein Lieblingslied „So nimm denn meine Hände“ auf dem Klavier vorzuspielen. Gegen neun Uhr verließ er das Haus mit der Bemerkung, er müsse weg. Er holte zwei große, in den Tagen zuvor heimlich auf dem Kirchenboden gemalte Transparente aus weißer Leinwand und verstaute sie in seinem Auto.

Auf dem Weg gab er in einer Drosdorfer Gaststätte leere Flaschen ab

und kündigte an, Ende des Monats Bockwürste für eine Feier zu bestellen – ein bewusstes Ablenkungsmanöver, um keine Verdachtsmomente zu schüren. Gegen zehn Uhr kehrte er kurz zum Pfarrhaus zurück und übergab einer Reinigungskraft zwei verschlossene Briefumschläge mit der Bitte, sie erst nach Ablauf einer halben Stunde seiner Tochter Esther auszuhändigen. Als Esther die Briefe öffnete und der Mutter übergab, war es bereits zu spät: Es handelte sich um die Abschiedsbriefe an die Familie und den Kirchenkreis.

Währenddessen fuhr Brüsewitz im Talar, den er als „Kleid des Siegers“ bezeichnete, in die Innenstadt von Zeitz. Bei warmem Sommerwetter hielt er gegen 10 Uhr 15 an einer roten Ampel in der Naumburger Straße und rief laut „Halleluja“ aus dem Autofenster. Er parkte seinen

Wagen, der die Aufschrift „Ev. Kirche Rippicha“ trug, direkt am Michaeliskirchhof an der Ecke zur Fisch- und Leninstraße, wo die belebte Fußgängerzone begann. Nervös stellte er die beiden Transparente auf dem Dachgepäckträger auf. Da eines der Schilder zunächst auf dem Kopf stand, korrigierte er die Position mehrfach, was die Aufmerksamkeit der Passanten und der Angestellten der umliegenden Geschäfte auf sich zog. Ein beträchtlicher Menschauflauf entstand.

Plötzlich nahm Brüsewitz eine mitgebrachte 20-Liter-Milchkanne, goss das darin enthaltene Benzin über seinen Talar, trat vom Wagen zurück, bückte sich und riss ein Streichholz an. Mit einer schweren Verpuffung stand er augenblicklich in drei bis vier Meter hohen Flammen. Auch das ausgelaufene Benzin auf dem Straßenpflaster und das

Heck seines Wagens fingen Feuer. Der brennende Pfarrer schrie um Hilfe und rannte in Richtung der Superintendentur, während die Passanten entsetzt zur Seite wichen.

Ein vorbeifahrender PKW aus der Bundesrepublik stoppte kurz, die Insassen erfassten die Szenerie und fuhren in Panik weiter. Ein mutiger Brigadier stürmte auf Brüsewitz zu und versuchte, ihm den brennenden Talar vom Leib zu reißen. Ein Soldat der Nationalen Volksarmee sprang von seinem Motorrad und stellte dem rennenden Pfarrer ein Bein, während ein Busfahrer mit einer Decke herbeieilte, um die

Flammen zu ersticken. Da die Decke ebenfalls Feuer fing, rissen die Männer dem Schwerstverletzten die brennenden Kleider und die mit Benzin vollgesogenen Schuhe vom Körper.

Ein Volkspolizist im Range eines Oberstleutnants, der das Geschehen aus der Ferne beobachtet hatte, eilte zur nahen Dienststelle, um Feuerwehr und Sanitäter zu alarmieren. Noch bevor der Krankenwagen eintraf, nutzte die Volkspolizei unter Mithilfe eines CDU-Kreissekretärs den Moment der allgemeinen Bestürzung, um die Transparente hastig vom Auto zu entfernen und

sicherzustellen. Da alle Augen auf den brennenden Pfarrer gerichtet waren, konnte sich kaum ein einheimischer Zeuge an den genauen Text der Plakate erinnern. Auf den Transparenten stand geschrieben: „Funkspruch an alle... Die Kirche in der D.D.R. klagt den Kommunismus an! wegen Unterdrückung in Schulen an Kindern und Jugendlichen“. Durch die präzisen Beobachtungen der westdeutschen Autofahrer erreichte in den Folgetagen Brüsewitz' Botschaft des Fanals auch die Bundesrepublik.



Das Nachspiel – Sterben im Visier der Staatssicherheit

Ein herbeigeschaffter Stuhl diente dem schwer gezeichneten Brüsewitz als provisorischer Sitzplatz, bis sechs Minuten nach der Tat der Rettungswagen eintraf. Erstaunlicherweise stand der Pfarrer aus eigener Kraft auf und ging eigenständig zum Fahrzeug. Am Rande des Marktplatzes hatten sich mittlerweile rund dreihundert Menschen versammelt, die schockiert Zeugen

des Geschehens geworden waren. Während Brüsewitz mit lebensgefährlichen Verbrennungen im Krankenhaus lag, rief ein Zivilist mit einer Aktentasche am Tatort einem Kollegen zu: „Das ist der Rippacher Pastor, wenn der durchkommt, schieben wir ihn ab.“

Oskar Brüsewitz wurde auf die Intensivstation des Krankenhauses in Halle transportiert. Sein Gesicht

war vollständig verbrannt, seine Hände pergamentfarben verfärbt. Dennoch blieb er zeitweise ansprechbar. Wortlos und ernst blickte er die behandelnden Ärzte an. In einem lichten Moment vertraute er einem Arzt, der über die kirchenpolitischen Hintergründe naturgemäß nicht unterrichtet war, seine zentralen Motive an. Er betonte ausdrücklich, dass er sich im Kampf gegen

den Kommunismus opfere und dass kurz zuvor der Bischof bei ihm gewesen sei, um ihm seine Zwangsvorladung und Versetzung mitzuteilen. Am 22. August 1976 erlag Oskar Brüsewitz im Alter von 47 Jahren seinen schweren Verletzungen.

DDR-Pfarrer Oskar Brüsewitz wurde am 26. August 1976 in seiner Heimatgemeinde Droßdorf/Rippicha in Sachsen-Anhalt beigesetzt. Brüsewitz' demonstrative Selbstverbrennung war erst zwei Tage nach seinem Tod durch zwei Pfarrer aus der Kirchenprovinz Sachsen publik geworden.

Der Repressionsapparat der DDR rotierte bereits am Tag der Tat auf Hochtouren. Die MfS-Bezirksverwaltung Halle legte umgehend einen streng geheimen Maßnahmenplan vor, um die politische Wirkung des Vorfalls einzudämmen. Dieser Plan sah unter anderem vor, die Protokolle der Kreisdienststelle Zeitz und der Kriminalpolizei für die offizielle Ermittlungsakte nachträglich massiv zu verändern und anzupassen. Das offizielle Narrativ des Regimes sollte lauten, dass Brüsewitz ausschließlich aufgrund persön-

licher, psychischer Probleme und interner Differenzen mit der evangelischen Kirche gehandelt habe. Die tiefe politische und ideologische Dimension der Tat wurde systematisch verschwiegen, Zeugen und Zeuginnen wurden bedrängt und absolute Geheimhaltung verordnet.

Die Strategie des Totschweigens schlug jedoch fehl. Mutige Christinnen und Christen in der DDR, aber auch andere Engagierte in der DDR, durchbrachen das verordnete Schweigen, bewahrten das Andenken des Pfarrers und traten dem atheistischen Staat fortan spürbar selbstbewusster gegenüber. Auch der Liedermacher Wolf Biermann griff wenige Tage später sehr bewegt das Thema bei einem heimlichen Auftritt in einer Kirche in Prenzlau auf und bezeichnete Brüsewitz' Selbstverbrennung als eine „Republikflucht in den Tod“.

Auch in der evangelischen Kirche der DDR führte Brüsewitz' Fanal von Zeitz zu intensiven Diskussionen und bestärkte einzelne Pfarrer und Pfarrerinnen zu mehr Engagement. Zu Protesten führte auch die Berichterstattung in DDR-Medien.

Nachdem am 31. August 1976 im SED-Zentralorgan "Neues Deutschland" ein Text erschien, in dem Brüsewitz eine psychische Krankheit und darüber hinaus pädophile Neigungen und Verbindungen zum BND unterstellt wurden, protestierten zahlreiche Menschen in Leserbriefen und Eingaben gegen die Verleumdung des Verstorbenen. Die Kirchenleitung der evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen setzte eine Gegendarstellung auf, die sie an die ost- und westdeutsche Presse sowie an den Rat des Bezirkes Magdeburg schickte.

Zum Thema wurde der Freitod von Oskar Brüsewitz auch auf einer Tagung der Konferenz der Kirchenleitungen des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR am 10./11. September 1976. Verabschiedet wurde ein "Brief an die Gemeinden", in dem Brüsewitz' Kritik an der kirchenfeindlichen Bildungspolitik aufgegriffen und Konflikte innerhalb der Gesellschaft klarer benannt wurden als in den Jahren zuvor.

Eine Vertiefung des Themas bietet: Helmut Müller-Enbergs / Wolfgang Stock: Das Fanal. Das Opfer des Pfarrers Oskar Brüsewitz am 18. August 1976 und die evangelische Kirche. 3. erweiterte Auflage 2026, 478 Seiten.